

Gert Mattenklott

Über Verrat

Es gibt eine Theologie des Verräters: Judas; Politologie: Quisling; philosophische Erotologie: Don Juan. Die Protagonisten sind Aushängeschilder in einer Revue moralischer Verkommenheit, mehrfach gespalten ihre Zungen. Ihre Verworfenheit ist zwar unstrittig, unbezweifelbar sind aber auch Anziehungskraft und Faszination, nicht frei von heimlicher Sympathie. Die Literatur vergangener Jahrhunderte hat sich besonders der Verräter aus Liebe angenommen, weiblicher und männlicher. Ihre Liste ist lang, und es ist nicht immer ausgemacht, ob die Sympathie der Autoren eher den Opfern oder den Tätern gilt, Verratenen oder Verrätern. Sie reicht – in allen Tonlagen von der Tragödie über das Lustspiel bis zum Melodram – von Dido und Aeneas bei Vergil über Da Ponte/Mozarts betrogene Betrüger in *Cosi fan tutte* bis zu den schuldig Unschuldigen Emma Bovary, Anna Karenina und Effi Briest. (Peter von Matt hat sich ihnen liebevoll gewidmet.¹) Das 19. Jahrhundert ist besonders an den treulosen Frauen interessiert, die man Verräterinnen kaum nennen mag, denn kann man verraten, was man nur aus bürgerlicher Vernunft oder Konvention, Not oder aufgedrungener Pflichterfüllung gelobt hat? Tatsächlich brechen weder Flaubert noch Tolstoj oder Fontane den Stab über ihren Treulosen. Viel eher gilt ihre Kritik den gesellschaftlichen Verhältnissen, mit denen die liebenden Frauen in Konflikt geraten müssen, wenn sie ihrem Herzen folgen wollen. Das Thema ist mittlerweile erledigt und nur noch etwas für Literaturhistoriker. Mobilität, Flexibilität, Promiskuität, die Begriffe sind nahezu austauschbar geworden. Wer fände sich heute, der Effi raten würde, es mit Instetten doch noch einmal zu versuchen. Die Ehebrecher von heute brauchen die Denunziation nicht zu fürchten und keine moralische Verurteilung. Ehe jemand sie verraten könnte, verraten sie sich selbst. Die Folgen sind primär juristische und Sache der Anwälte.

Wenn Houellebecq sich nicht getäuscht hat, so sind in unserer Welt der „Elementarteilchenphysik“ Begriffe wie „Treue“ und „Verrat“ nur noch ethnologische Hypothesen für Exkursionen in Erinnerungswelten oder ein paar fortschrittsresistente Reserverate von Sektierern. Das Motto des Autors für eines der Kapitel seiner *Particules Élémentaires* lautet: „Sie denken nicht daran, / dass sie sich kehren zu ihrem Gott, / denn sie haben einen Hungergeist in ihrem Herzen, / und den Herrn kennen sie nicht.“ (Hosea: Verse 5.4)² So wählt der Autor durchweg eine stereoskopische Perspektive, die es ihm erlaubt, die Satanswelt wie eine Bosch-Vision aus schauernder Distanz zu reflektieren, allein, diese Distanz hat keinen Fixpunkt in irgendeiner Zukunft und die von Sexualität Besessenen sind ihr wehrlos ausgeliefert. Der moralische Diskurs wacht in seinem Autor Houellebecq zwar gnadenlos über diese Welt, aber es gibt darin keinen zuverlässigen Sprecher mehr, der die moralische oder theologische Sache des Autors zur Sprache bringen könnte, und dieser selbst scheut davor zurück. Unser Leitbegriff hat auf der einen Seite so viel Patina angesetzt, dass er auf der anderen nur noch mit Resignation oder einer gewissen Erbitterung geltend gemacht wird. Don Juan ist unter solchen Umständen ein verfallender Erinnerungsort des christlichen Abendlandes. Weder gibt es dieses Abendland mehr noch das Christentum mit der Autorität des rächenden Komturs. Der steinerne Gast von ehemals lässt sich durch missvergnügte alte Männer aus dem Vatikan vertreten. (Das Gerücht, Houellebecq sei kürzlich vom Papst empfangen worden, ist bisher von keiner Seite dementiert worden.)

Darin freilich hat der französische Autor Recht: Die Lust an der Wiederholung sinnlicher Ekstasen (oder der Simulation ihrer Symptome) gehört zum kulturellen Standardangebot, und die Teilhabe an diesem Überfluss ist kein besonderes Distinktionsmerkmal mehr. Die Entgrenzung von Raum und Zeit in der gedächtnislosen Anbetung erfüllter Augenblicke ist vom Versprechen zum Gebot mutiert. Don Juans Rastlosigkeit und seine Treulosigkeit heißen Spontaneität: das mentale Innenfutter flexibler Arbeitskraft. Elvira und Zerlina, die Verratenen, deren Gedächtnis der Verführer bei Mozart noch nicht ungestraft zu

pathologisieren versuchen durfte (/Fermati, scellerato!/), müssen nun unwiderruflich als therapiebedürftig gelten.

Im Horizont von *feminism* und *postcolonial theory* nehmen sie Rache und wenden die Verhältnisse um hundertachtzig Grad. Als Verräterinnen an der Ethik männlich definierter Vergesellschaftung durchqueren sie die diversen Loyalitäten in einer Strategie subversiver Destabilisierung. In ihrer Theorie von geschlechtstypischen Konstruktionen ethnischer und nationaler Identität schreibt Leslie Bow: „The charge of women’s betrayal, of infidelity, has been represented as intrinsic to feminine nature; women have long been invested with both fickleness and the power to beguile. As agents and embodiments of inconstancy, women bear the blame for the dissolution of bonds between men. Allegations of feminine perfidy thus offer ready instances for understanding both the homosocial nature of collective associations, including ethnic and national ties, and the role of women in securing and maintaining these associations. As symbolic boundary markers for ethnic and national affiliations, women embody ethnic authenticity, patriotism, and class solidarity – and their repudiation. For Asian American women, these symbolic boundary markers are especially fraught”.³ Das ist über Frauen mit gespaltener ethnischer und nationaler Loyalität gesagt. (Die Autorin selbst ist chinesische Amerikanerin in der dritten Generation.) Ganz ähnlich aber im Anschluss an Judith Butler die Argumentation von Leo Bersani über männliche Divergenz und Loyalitätsdiffusion in einer Studie über „the gay outlaw“ Jean Genet: „Betrayal is an ethic necessity“.⁴

In solchen gender-theoretischen Apologien des Verrats ist die exzentrische Befriedigung des Eros nicht für sich schon das Ziel, um dessentwillen gelogen und betrogen wird. Diese ist vielmehr allenfalls noch das Zeichen für eine viel weiter reichende Illoyalität gegenüber Verhältnissen, in denen Männlichkeitsstandards, Heteronormativität sowie der Maßstab sozialer, ethnischer und nationaler Eindeutigkeit als Instrumente der Stabilisierung von überindividuellen Gewalt- und Machtverhältnissen dienen. Verrat in Liebesbeziehungen ist dergestalt kein sinnlicher Selbst-

zweck, sondern ein immer weniger taugliches Instrument, um die eigene Ohnmacht zu überwinden und heteronome Machtverhältnisse zu denunzieren. Abnehmend tauglich ist diese Gestalt des Verrats, weil ihr in den Verhältnissen der Modernisierung nicht mehr Pathos zugestanden wird als dem Tod, den Hegel unter den Voraussetzungen der Französischen Revolution dem „Durchhauen eines Kohlhauptes oder ein(em) Schluck Wasser“ gleich gesehen hat.⁵

Vor der Schwelle solcher Einsichten – obwohl hier mit der Französischen Revolution im Rücken – steht Friedrich Schiller, der die *summa* seines dramatischen Werks, den *Wallenstein*, dem Verrat gewidmet hat. Für Schiller ist dessen Allgegenwärtigkeit das Anzeichen eines katastrophalen Niedergangs. Was er im Pariser Revolutionsgeschehen noch eben vor Augen hatte, den Untergang der Propheten von Tugend und Natur im Strudel wechselseitige Verratsvorwürfe, sucht der Historiker in der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges auf. Ist hier nicht der Verrat, oft Vorbote des Todes, nicht auch zu so einem „Schluck Wasser“ geworden? Octavio Piccolomini verrät seinen Lebensretter und Bundesgenossen Wallenstein, dieser den Kaiser und seinen zärtlichen Freund Max; auch Graf Terzky, Illo und Isolani verraten den Kaiser; der Bürgermeister von Eger ebenso, aber den Friedländer zugleich; Buttler – der geheime Dreh- und Angelpunkt des Stücks – verrät zunächst den Kaiser, sodann, und entscheidend, Wallenstein. All dies geschieht – unter Berufung auf Friedenswillen und Gerechtigkeit – letztlich um der Macht willen, deren Erhalt oder Erwerb die Dynamik des Plots bzw. dessen Handlungsstau motiviert. – Sieht man von den biedereren Pappenheimern aus dem niederen soldatischen Abseits einmal ab, so lässt Schiller – dramaturgisch und ästhetisch durchaus problematisch – allein das Liebespaar Max Piccolomini und Thekla von Friedland ohne den Makel eines Betrugs davonkommen. Nur sie bleiben mit sich selbst identisch. Trotzig hat der Autor darauf bestanden, das empfindsame Liebesverhältnis über die Erfahrung der Französischen Revolution hinaus zu retten; Man denke an die Neutralisierung der intimen Verhältnisse zugunsten der öffentlich ideologischen in Büchners *Dantons Tod*. Der Zuschauer von *Wallensteins Tod*

wird das nicht gelten lassen. Das Liebespaar Max und Thekla ist nicht von dieser Welt und über allen Betrug erhaben. Ihre Liebe negiert die politischen Verhältnisse in der Generation der Eltern, ohne ihnen Rechnung zu tragen. Wie sollten sie sich in dem neuen Jahrhundert bewähren können, das Schillers „Prolog“ beherzt ins Auge fasst. Schillers Liebe zu den unbefleckt das Neue Jahrhundert Empfangenden ist durch und durch sentimentalisch: ein Rückblick ohne Aussicht. Peter Stein in seiner Berliner Inszenierung des *Wallenstein* von 2007 kleidet sie engelhaft in weisse Gewänder. Doch Octavio Piccolomini ist der Gewinner aller Intrigen, bei Stein ein Geschäftsmann des Verrats *avant la lettre*, von dem wir ahnen, dass für ihn auch der Liebesverrat kaum eine Herausforderung wäre.

Erst recht ist die theologische Provokation erloschen, diese Herausforderung Gottes durch den Dämon, der den erfüllten Jetzt-Moment verspricht – ja sogar die unendliche Zahl solcher Momente –, ohne dazu eines metaphysischen Beistands zu bedürfen. Don Juan, bei Tirso de Molina und Da Ponte/Mozart Allegorie der Jugend und der entgrenzenden Gewalt ihrer Einbildungskraft, hatte seinen letzten Auftritt bei Kierkegaard. Was danach kommt, bleibt Schwundstufe. Meist sind es exaltierte Versuche, den Stoff von der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit für eine profan gewordene Welt umzuwidmen. Am Ende bleiben dann nur noch Wüstlinge, Verführer und Lebemänner auf der Szene, gelegentlich auch hirnsinnliche Geometriker und ewig Suchende, immer beliebig. Wenn auch sie Don Juan heißen, ist das eigentlich Etikettenschwindel, „cultural lag“ und allenfalls noch etwas für's Feuilleton.

Wenn dessen ungeachtet erotische Konflikte dem Verratsthe-ma gelegentlich noch immer assoziiert bleiben, so hat sich der Brennpunkt auf bezeichnende Weise verschoben, wenn auch mit einer Akzentverschiebung gegenüber der postkolonialen und gender-theoretischen Akzentuierung. *Treue und Verrat* heißt der letzte Band, mit dem der serbische Autor Aleksandar Tišma 1983 seinen „Pentateuch“ abschloss, eine Thora nicht der Erlösungs-zuversicht, sondern deren Desillusionierung bis auf den Grund.⁶

Enttäuschend verlaufen aber nicht nur die Liebeshandlungen. Der Protagonist, ein vermeintlicher Held im jugoslawischen Partisanenkampf gegen die faschistische Besatzung, verrät zugunsten einer Liebschaft die Eltern und übt in der Nachkriegszeit Verrat an seinem jüdischen Freund. Die Geliebte verrät ihren Ehemann, den Sohn eines Nazis, zugunsten des vormaligen Partisanen. Verlass ist auf nichts in dieser Welt. Die Treulosigkeit von Eltern, Liebhabern und Freunden ist aber Symptom des Verfalls der Gesellschaft von Novi Sad. Die Geschichte dieser vormals blühenden Vielvölkerstadt auf dem Balkan bis zur Desillusionierung aller Hoffnungen auf die Wiederherstellung ihrer früheren Integrität in der sozialistischen Gesellschaft der frühen 60er Jahre lässt für intime Idyllen weder Zeit noch Raum.

Die soziale Topographie des Verrats bedarf einer neuen Kartographie. Weder steht der Liebesverrat mehr im Zentrum, noch hat die Frage von Sozialismus oder Kapitalismus Bestand. Die Landschaften des Verrats – Beständigkeit und Abkehr heißen ihre Parameter – sind so universell wie zu anderen Zeiten die der Melancholie. Ging es nicht auch da um die Treue zum Gewesenen oder noch nicht Gewordenen gegenüber der Propaganda für den Fortschritt? Der Omnipräsenz des Verrats entspricht die Hybridität der Motivation, ein unsauberes Gemenge von Überzeugungen und Trieben, kaum unterscheidbar, was jeweils den Ausschlag gibt.

Zum Beispiel Eve Frame in einem Roman von Philip Roth aus den letzten Jahren: Sie verrät den eigenen Mann, einen Kommunisten in der Ära McCarthy, an seine Jäger: „I Married a Communist.“⁷. Der politische Verrat kaschiert hier ein kompliziertes Liebes- und Ehedrama. Doch hat Roth vermieden, dieses als den eigentlichen Kern der Geschichte und die gesellschaftliche Seite als bloße Camouflage darzustellen. Private und politische Handlung sind ausbalanciert, und der Autor scheint eher auf der Seite des politisch unbequemen Mannes als derjenigen der Denunziantin Partei zu nehmen; eine Abrechnung nicht bloß mit den antikommunistischen Schauprozessen der amerikanischen 50er Jahre, sondern, so hat man erkennen zu können gemeint, auch mit

der eigenen Ehefrau. Der Verratene heißt bei Roth Ira Ringold. Der Autor hat dem düstersten seiner Romane die Aura von Wagners Nibelungen Not und Untergang gegeben. Verrat ist in der Tat nicht nur ein deutsches Thema, die Verquickung von politischen und privaten Motiven ebenso wenig. Was aber die Überhöhung durch den Sagenstoff um Siegfried, Gunter und Hagen, Brunhilde und Kriemhild angeht: Für unsere Zeit könnte man – statt von Theologie, Politologie oder philosophischer Erotologie – wirklich eher von einer Neuen Mythologie der Verräter sprechen, die an Ein- und Ausgang des 20. Jahrhunderts wie Portalfiguren stehen. Deren Rolle ist allerdings höchst zweideutig. Den einen sind sie Propheten des Niedergangs, den anderen Bürgen für „etwas Drittes, Eigenes“.

Schon um die Mitte des 20. Jahrhunderts – nach dem Ende der Hitler-Diktatur und des Zweiten Weltkriegs – hat mit diesen Worten die promovierte Historikerin und Publizistin Margret Boveri (1900–1975)⁸ – Tochter von Biologen, einer Amerikanerin und eines Deutschen, Schülerin von Hermann Oncken und Karl Jaspers – in einer Monographie über den *Verrat im XX. Jahrhundert* die Faszination zu deuten versucht, mit der die Verratenen selbst auf ihre Denunzianten reagieren. Die Autorin ist eine der großen ebenso selbständigen wie provozierenden Frauen ihrer Zeit, Gesprächspartnerin von Theodor Heuss und Ernst Jünger, Freya von Moltke und Uwe Johnson, geheime Antipodin von Hannah Arendt. (Haben sie, beide Gesprächs- und Briefpartnerinnen von Uwe Johnson, einander zur Kenntnis genommen?) Den ersten beiden Teilen ihres Buches gibt die Verfasserin den Untertitel „Für und gegen die Nation“, den beiden folgenden „Zwischen den Ideologien“.⁹ Sie exemplifizieren Bartlebys „I would prefer not to“ für das 20. Jahrhundert. (Bei Kundera heißt es später ähnlich: „Es ist aber nicht mein Wunsch“.¹⁰) Es sind Parolen, die bis in diese Tage ihre Aktualität behauptet haben, gleich ob in Deutschland oder Polen, auf dem Balkan oder in den vormals sowjetrussischen Republiken, in Nahost oder den postkolonialen Konfliktbereichen Afrikas. In Melvilles Novelle von 1853 *Bartleby the Scrivener* verweigert der Protagonist, der Schreiber Bartleby mit seinem „Ich möchte lieber nicht“, allerdings jede Art von

tätiger Teilnahme außer dem mechanischen Kopieren von Akten für seinen Patron in Wall Street. Am Ende lässt er auch das, tritt in den Hungerstreik und stirbt im Gefängnis. Margret Boveris „outlandish“-Sein – so nennt Melville die verschrobene Verweigerungshaltung Bartlebys – hat andere Formen. Die Schreiberin des 20. Jahrhunderts ist weniger halsstarrig als Melvilles Held, irritierbarer als er und vor allem doppeldeutig. Sie möchte und auch lieber nicht.

Boveri, obwohl zu keiner Zeit Mitglied der NSDAP, hat als Journalistin während der Nazizeit keine regimekritische Zeile veröffentlicht. Sie arbeitete zunächst als außenpolitisch kompetente Mitarbeiterin der Frankfurter Zeitung und der jüdisch verschrienen Mosse – Zeitung *Berliner Tageblatt*, in denen Siegfried Kracauer und Theodor Wolff Redakteure, Benno Reifenberg und Tucholsky fest angestellte oder ständige freie Mitarbeiter waren. Bewunderin von Mussolini, schrieb sie bis zur Einstellung ihrer Blätter durch die Nazis als Korrespondentin aus Stockholm, später New York, Madrid und Lissabon kapitalismuskritische Artikel mit deutschnationaler Grundierung. Gelegentlich bekennt sie über ihre Gesinnung während der vierziger Jahre, „dass Jüngers Bücher einen der entscheidendsten Einbrüche in meinen einstigen Panzer des Rationalen bewirkt haben.“¹¹ In ihrem Verrats-Buch schreibt sie andererseits: „weil ich selbst den Sog des Kommunismus so stark spürte, ist mein Verständnis für diejenigen groß, die sich ihm hingaben.“¹² Ungeachtet ihrer Kontakte zu deutschen Exilanten in den USA, einer Liaison mit einem Afroamerikaner und Ekel gegenüber dem braunen Antisemitismus bewahrte sie dem Hitler-Regime Loyalität, kehrte sie nach der Einstellung der *Frankfurter Zeitung* durch die Nazis nach Deutschland zurück und wurde in Berlin regelmäßige Beiträgerin von Goebbels' Wochenzeitung „Das Reich“. In ihrer *Amerikafibel für erwachsene Deutsche* (1945), deren Verbreitung von der amerikanischen Zensurbehörde verboten wurde, und einem Prozessbericht aus dem Verfahren gegen Ernst von Weizsäcker in Nürnberg (*Der Diplomat vor Gericht*, 1948) bestand sie auf der Illegitimität der amerikanischen Programme zur Entnazifizierung und „Reeducation“, behauptete sie, dass über die Kollaboration

mit den Nazis gerecht nur urteilen könne, wer unter ihrer Herrschaft gelebt habe. Margret Boveri blieb bis zu ihrem Tod 1975 nicht nur wegen ihrer ideologischen Unabhängigkeit und hartnäckigen Verbundenheit mit persönlichen Schicksalen, wie dem Ernst von Weizsäckers, eine der ausdrucksstärksten und gerade in ihrer herausfordernden Widersprüchlichkeit überzeugendsten Frauen der frühen Bundesrepublik. Die Hartnäckigkeit, mit der sie ihre eigene Unentschiedenheit – oder besser Entscheidungsverweigerung – zwischen vaterländischem Nationalismus, Verachtung des modernefeindlichen Ressentiments und individualistischem Freiheitspathos verteidigte, prägt ihr Gesicht bis hin zur abweisend spröden körperlichen Physiognomik. Von Bartleby ging das Gerücht, er habe in früherer Tätigkeit für ein „Dead Letter Office“ gearbeitet, einem Büro für unzustellbare Briefe. Boveris Publizistik ist die Flaschenpost einer Generation, die auf keinen Adressaten und auf Erwiderung nicht hoffen durfte. Ihr Wert liegt in der Glaubwürdigkeit ihrer Zeugenschaft für die ratlosen Verräter zwischen den Linien.¹³

Ihre Haltung ist bis jetzt umstritten. Während Politiker, deren frühe bewusste Lebenszeit noch in die Nazizeit zurückreicht, wie Publizisten wie Egon Bahr, Joachim C. Fest oder Richard von Weizsäcker geradezu verehrungsvoll über sie sprechen,¹⁴ verweigern Historikerinnen aus einer jüngeren Generation, deren Sympathie mit den aktiven Widerstandskämpfern und Exilanten keine glaubwürdige Alternative zulässt, ihr Verständnis. Wie der Liebesverrat, so ist im Zeitalter der Globalisierung auch der Landesverrat kaum mehr der Rede wert. Boveris oft wiederholte Rechtfertigung mit ihrem „Gefühl, dass man sein Land gerade dann nicht verlässt, wenn es ihm schlecht geht“,¹⁵ ruft dann nicht viel mehr als ein Kopfschütteln hervor. Ingrid Belke moniert 2005 in diesem Sinn, dass Margret Boveri weder „Standpunkt“ noch „Maßstab“ und keine feste Verankerung im „westlichen Wertesystem“ gehabt hätte. Sie schließt mit dem Satz: „Für den Menschen gibt es keine Einheit von Gut und Böse. Man muss sich entscheiden.“¹⁶ Einer ähnlich fundamentalen Kritik mit derselben Konsequenz hat zuvor schon der Exilant Eugen Rosenstock-Huassy das Verrats-Buch in einem Brief aus Amerika an die Autorin un-

terworfen. Für ihn ist die Geschichte des Verrats eine des Abfalls von Gott und Judas ihr Urbild. Der „kosmische Verrat“ des untreuen Jüngers „erklärt“ in absteigender Linie die Filiationen des Betrugs bis zu Hitler, Himmler, Göring und Röhm, die Boveri ausgelassen habe. Die legitime Gewalt sei in dieser Zeit von den vermeintlichen Verrätern des Kreisauer Kreises „im Augenblick ihrer Hinrichtung“ ausgegangen. An die Autorin gewandt: „Sie scheinen mir doch dem neutralen Dogma der Liberalen des 19. Jahrhunderts zuzuneigen, laut dem es zwischen ‚Leiden-machen‘ und ‚Leiden-müssen‘ den dritten Raum der neutralen Geschichtsschreibung gibt. Der Grieche in uns wird sich freilich die Illusion dieses dritten Raumes der Objektivität einzuräumen trachten. Nur vom 30. Januar 1933 bis zum 5. [sic] Mai 1945 ging das wirklich nicht. Von 1933 an gab es einen solchen Freiheitsraum nicht in Deutschland, von 1940 an nicht in Europa. Prasselnd verzehrte die Feuersbrunst Reichstag, Reich und Europa. Da war also eine von jedem geforderte Entscheidung – Leiden oder Leidenmachen – nicht zu umgehen. *Tertium non datur*. Dies verkennt Ihr Buch, weil es den Wegfall des dritten Raums, die Totalität der Verratsituation, dahingestellt sein läßt.“¹⁷

In der Tat, auch ohne die eschatologischen Voraussetzungen Rosentock-Huessys und die aus diesen abgeleitete Entscheidungsphilosophie, wird kaum jemand das Potential von Boveris zwiespältigen Optionen noch akzeptieren können und wollen: den antikapitalistischen Nationalismus neben der kaum nur latenten Reserve gegenüber dem nordamerikanischen *way of life*, die Verachtung von Standes- und Klassengesellschaften und die Attraktivität für den „nationalen Sozialismus“ Mussolinis, die vermeintliche Alternative zwischen Nordamerika und dem slawischen Imperium, mindestens von heute gesehen Stammtischgerede. Die Ratlosigkeit der Boveri reicht aber tiefer. Sie wurzelt am Ende in der Überforderung durch die Komplexität von Verhältnissen, die auch mit den eingeübten Mitteln der professionell geschulten Journalistin nicht mehr zu durchdringen waren. Ihre Einsicht war gleichwohl imstande, den Verdacht zu begründen, dass Handlungsfreiheit nur durch die ideologische Reduktion dieser Komplexität möglich zu sein scheint. Was sie selbst an

den negativen Helden ihrer Studien über den Verrat im 20. Jahrhundert studierte, die doppelte oder gar mehrfache Loyalität gegenüber den Mächten, von denen diese sich umstellt sahen, hat sie selbst publizistisch praktiziert. Vergleichbar den Zauderern, die Joseph Vogl als obligate Begleiter der Propaganda der Tat in der Geschichte des Handelns porträtiert hat und ähnlich wie diese darauf bedacht, den Zwischenraum zwischen Handeln und Nichthandeln als ein eigenes Potential für intellektuelle Produktivität zu nutzen,¹⁸ hat sie diese dunkle Sphäre schriftstellerisch zu erhellen versucht. Dass sie dabei weder apologetisch noch moralisierend verfährt, sondern journalistisch – dem Berufsethos treu, das in dieser Situation ihr einziger Halt zu sein scheint – schafft Raum für Studien, deren Verfahrensweise man phänomenologisch nennen kann. Erkenntnis ohne Komplexitätsreduktion, die Artikulation mehrfacher Loyalitäten in einem Feld von Interessenkonflikten, die nur willkürlich zu vereindeutigen wären, die Suche nach Ausdrucksformen, die offensiv einen Spielraum suchen, statt sich in die Enge treiben zu lassen, mit solchen Intentionen gerät der Autorin des *Verrats im XX. Jahrhundert*, dieser Physiognomik und Topographie der Gesellschaft im Zeichen des Verrats, ein Entwurf nicht nur ihrer, sondern unserer Zeit.

Von Cäsar, dem Verratenen, wird der Satz überliefert: „Proditionem amo, proditores non laudo“ – den Verrat liebe ich, Verräter nicht. Warum den Verrat? Boveri sieht in der Treulosigkeit gegenüber Ideologien, Autoritäten und vermeintlich zeitlosen Standards moralischer Lebensführung ein Indiz für unvermeidliche Loyalitätskonflikte des modernen Individuums: Verrat um des Lebens willen, aber Strafe für den Verräter. Die Liste von Exempeln auf diese These ist lang und reicht allein bei Boveri von Hamsun, Pound und den Kollaborateuren des Vichy-Regimes (etwa dem vormaligen Kommunisten, späteren Faschisten und Antisemiten Drieu LaRochelle, dem vermeintlichen „Landesverräter“ Louis-Ferdinand Céline, auch er zunächst Kommunist, dann der Kollaboration zuneigend, ein rasender Antisemit, oder dem allzeit zu allem verführbaren Marcel Jouhandeau)¹⁹ über vermeintliche oder wirkliche Teilhaber „unamerikanischer Umtriebe“ (Alger Hiss), die Geheimnisverräter im Rüstungs- und Kernspaltungs-

bereich (Klaus Fuchs und Robert Oppenheimer) bis zu Arnolt Bronnen und Arthur Koestler. Irgendwo dazwischen stehen noch Breton und sein Kreis, der seinen Radius durch die hysterische Sensibilität seines Gründers und Wächters für Abfall und Verrat ständig veränderte. Von ihm wird der Satz überliefert, dass er gern in einem Glashaus leben würde, wo es keine Geheimnisse gibt und das allen Blicken offen steht.²⁰ – Für Boveri sind die Verräter heimliche Helden des 20. Jahrhunderts. Es sind Menschen, die sich den hegemonialen Ideologien und ihren Wächtern aus den unterschiedlichsten Gründen und mit den verschiedensten Strategien entziehen und dabei in einen moralisch und diplomatisch nicht mehr auflösbaren Widerspruch zwischen verschiedenen Loyalitäten geraten.

Ihr Register lässt sich bis auf den heutigen Tag ohne Mühe verlängern. Es würde die notorischen und namenlosen politischen Pendler, die linken Leute von rechts und die rechten von links, ebenso nennen, wie das berühmte Quartett der englischen Doppelspione Kim Philby, Guy Burgess, Donald Maclean und Sir Anthony Blunt. (Über diese Art von Doppelgängern schrieb der Senior Fellow für Präventive Diplomatie am „Center for Strategic and International Studies in Washington“ Edward Luttwak: „Jeder Agent der Vereinigten Staaten, der nicht von den Russen verhaftet wurde, muss notwendig ein Doppelagent gewesen sein, der für Russland arbeitete.“)²¹ Eine andere Filiale bilden die Renegaten und Dissidenten zwischen Stalinismus, Sozialismus und „freiem Westen“ von Wolfgang Leonhardt, Solschenizyn und Sacharow bis zu Rudolf Bahro und Stefan Heym. Den Teilnehmern der RAF und ihren Sympathisanten schließlich galt die Absage an terroristische Gewalt zugunsten der Demokratie (Silke Maier-Witt) ebenso als Verrat wie der Übertritt zur neofaschistischen Rechten. (Horst Mahler) Zählt man Erinnerungsbücher wie Tišmas *Treue und Verrat* dazu oder den Roman Cécile Wajsbrots *Der Verrat*, in dem es ebenfalls über Untreue in Liebesdingen geht, diesmal unter französischen Verhältnissen zwischen *collaboration* und *résistance* aus dem Rückblick der neunziger Jahre;²² mustert man schließlich die Rhetorik, mit der islamistische Religionsführer vermeintlich oder wirklich abtrünnige Glaubens-

brüder überziehen, so geht es in diesem 20. Jahrhundert scheinbar den einen wie den anderen, unabhängig von *class*, *race* und *gender*, Kontinent oder Religionszugehörigkeit. Noch ehe die liberale Marktwirtschaft die Grenzen der Nationen und ideologischen Blöcke zugunsten einer ökonomischen Globalisierung sprengt, meldet sich weltweit eine kulturelle Avantgarde von Verärrern zu Wort, denen weder Geschlecht, Ethnie oder Klasse, Nation oder weltanschauliche Bindung, Konfession oder politische Solidarität heilig genug war, um sie nicht irgendwann in einer widersprüchlich mehrfachen Loyalität zu neutralisieren, wenn nicht ganz zu verneinen. Noch ehe die ökonomischen, politischen und sozialen Verhältnisse in der Konsequenz des Neoliberalismus zur Erosion kamen, arbeitet diese geheime Gesellschaft daran, die kulturellen Fundamente auszuhöhlen und den aufrechten Gang zu verunsichern. Unzuverlässigkeit auf jedem denkbaren Feld ist die Folge: „Der erste Verrat ist nicht wiedergutzumachen. Er ruft eine Kettenreaktion hervor, bei der jeder Verrat uns weiter vom Ausgangspunkt des Urverrats entfernt.“²³ Milan Kundera, der dem Don-Juanismus im letzten Jahrhundert einen vielleicht letzten würdigen Auftritt verschaffen konnte, indem er die erotische Handlung mit den Ereignissen um den Prager Frühling verschränkt, hat diese verhängnisvolle Kettenreaktion zur Titelmetapher seines Romans über *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins* angeregt: „Die Geschichte ist genauso leicht wie ein einzelnes Menschenleben, unerträglich leicht, leicht wie Federn, wie aufgewirbelter Staub, wie etwas, das morgen nicht mehr sein wird.“

Die Kasuistik des Verrats fördert die individuell unterschiedlichsten Gründe zutage: Liebe, Neid und Eifersucht, Geldgier und Eitelkeit, Rachsucht, Gesinnungswandel und Feigheit, Angst oder eine beliebige Vorteilsname. Auf dieser Ebene wird man nicht viel mehr als zu der Gewissheit der Fadenscheinigkeit der meisten Überzeugungen, der Tyrannei der Leidenschaften und der Verführbarkeit des moralischen Urteils gelangen. Nichts, was man nicht immer schon wusste. Zu tieferer Einsicht als sie die psychische, moralische oder politische Disposition von Individuen vermittelt, mag eine Betrachtung der Gründe führen,

die dessen ungeachtet den Verräter zur ebenso gefürchteten, gehassten und verachteten wie klammheimlich oder offen bewunderten Symbolfigur des 20. Jahrhunderts hat werden lassen.

Nach Margret Boveri, die ich als Zeugin für den Orientierungsverlust an nationalen Bindungen und politisch-weltanschaulichen Ideologien zitiert hatte, möchte ich als einen weiteren Zeugen einen Zeitgenossen Boveris, den rumänischen Publizisten, politischen Aktivist, Historiker und Philosophen Valeriu Marcu anführen. Das zentrale Thema seiner zahlreichen Schriften war das Verhältnis des Intellektuellen zur Macht, zugleich auch das Zentrum, um das sich seine irritierend widerspruchreichen Lebensumstände und politischen Optionen ordnen. – Über Machiavelli schreibt Valeriu Marcu in einer Monographie von 1937, zugleich dem letzten seiner Bücher: „Er bleibt stets ein keuscher Liebhaber der Macht; aber er muss sie mit seinen Händen fühlen, für sie, wenn es nicht anders geht, im Dunkeln wirken. Die Beschäftigung mit der Macht bildet sein ganzes Wesen. Sie ist, schreibt er, die Speise, ‚die mir allein gebührt, für die ich geboren ward‘.“²⁴ Zu dieser Zeit lebte der 1933 vor den Nazis geflüchtete Publizist und historisch-politische Schriftsteller – von Herkunft rumänischer Jude – im französischen Exil. Er hat es 1941 nur wieder verlassen, um weiter in die USA zu fliehen, wo der 1899 geborene 1942 starb.

Politisches Denken ist ein für Marcu langweiliger Luxus, wenn es nicht darauf zielt, Einfluss auf die Ausübung von Macht zu gewinnen, vermittelt publizistisch, aber besser noch unmittelbar durch den Einfluss auf staatliche Herrschaft, auch wenn dieser ihm persönlich verwehrt bleiben sollte. Machtausübung ist für den frühen Parteigänger des wissenschaftlichen Sozialismus und späteren Liberalen kein Sündenfall schlechthin. Die unverhohlene Lust, mit der er als ein Verehrer intellektueller Eliten nicht nur deren ideellen Überzeugungen als vielmehr ihren Techniken des Machtgewinns und -erhalts nachspürt, spricht aus jeder seiner Veröffentlichungen. Darin ist der Bewunderer Napoleons und Lenins sich bis zu seinem frühen Tod treu geblieben. Das Verhältnis des Intellektuellen zur Macht ist in diesen Jahrzehnten

wahrhaftig kein Luxusthema. Sie lag in Reichweite von Intellektuellen: für Lenin oder Trotzki, ehe er von Stalin entmachtet wurde; für Goebbels in Hitlers Reich; für die sozialistischen Politpädagogen des „ersten Arbeiter- und Bauernstaates auf deutschem Boden“; nicht auch für so manche Intellektuelle unter den Zionisten? Wie wenig das alles auch auf einem und demselben Nenner verhandelt werden kann, so gewiss ist doch, dass Marcus geradezu übermütige intellektuelle Selbständigkeit von keiner dieser Seiten – weder unter seinen Zeitgenossen noch auch von deren Statthaltern *post mortem* – honoriert worden ist. Eben dies nährt den Verdacht auf ein gemeinsames Motiv. Es ist, als ob der Autor über ein Betriebsgeheimnis plaudert: nicht als Sozialist oder assimilierter Jude, anarchischer Antikapitalist oder Kosmopolit, sondern als Intellektueller mit einem entschiedenen Willen zur Macht.²⁵

In der Tat, die Faszination durch die Macht prägt gewiss nicht nur Macchiavelli und Scharnhorst, Lenin und Hitler, denen Marcu seine Porträtessays widmete, sondern deren Autor nicht minder. Die krasse Gegensätzlichkeit seiner politischen Optionen vom Teilhaber der Jungen Internationale ab 1915 (bereits 1913 war Marcu in Bukarest Trotzki begegnet) zum entschiedenen Individualisten und Kritiker Hitlers ist bereits Mitte der 20er Jahre in erster Linie durch sein Urteil über das Verhältnis der politischen Antagonisten zur Macht bestimmt. Das erste Zeugnis dazu und sein journalistisches Debüt, so ist bei Andrej Corbea zu erfahren, dessen Forschungen wir die folgenden Daten verdanken, liefert bereits der 17jährige mit einem Aufsatz über die Pariser Commune in der „Jugend-Internationale“ von 1916. Auf abenteuerlich dramatische Weise hat sich danach seine Parteinahme für die Revolution entwickelt: in persönlicher Bekanntschaft mit Lenin und Trotzki, die ihm vertrauten; im Verfassen von Propagandamaterial unter Anleitung Willi Münzenbergs; der Verurteilung durch ein Kriegsgericht, das ihn wegen eines illegalen sozialistischen Manifests zur Haft in ein Straflager bei Holzminden deportieren lässt; in der Wahl zum Mitglied des Generalstabs der ungarischen Räterepublik unter Bela Kun 1919; in der Gründungsmitgliedschaft der rumänischen KP; in der Delegierung zur Komintern

und Häftlingsgenossenschaft von Radek im Jahr 1920; in der persönlichen Einladung durch Lenin in die Sowjetunion.

Auf diese stürmische Ouvertüre folgte aber unvermittelt sogleich der letzte Akt. 1921 wird Marcu – wohl auf Antrag von Alfred Kurella – aus der Jugend-Internationale ausgeschlossen. Anlass scheint das Plädoyer des Rumänen für eine größere Selbständigkeit der nationalen Gliederungen der KP gegenüber der Sowjetunion gewesen zu sein. Dergleichen war weder zu dieser Zeit noch später vorgesehen. Das Erkenntnispotential und die Heilsamkeit von Ausschlüssen, zeigt sich, wie so oft in den politischen Biographien der Betroffenen, auch hier. Wer will sich Alfred Kurella beugen und warum? Ist das Proletariat, in dessen Auftrag die Funktionäre der linken Parteien zu handeln vorgeben, nicht ein Phantasma von Schreibtischtätern? Marcu hat diese Frage im Blick auf Marx bejaht und er bejaht sie später auch für die Volksgenossenschaft der Nazis. Mit 22 Jahren ist die politische Pubertät von Marcu abgeschlossen, und er beginnt sein Leben als freier Schriftsteller. Die Themen seiner Essays und die darin bezogenen Standpunkte reflektieren indessen bis an sein Lebensende vielfach die politischen Erfahrungen seiner Jugend. Ein *Weg ins Freie* (Schnitzler) ist dieser Abbruch auch von nun an durchaus nicht wie von selbst. Der Sezessionist findet keinen Anschluss. Wo er ihn sucht, droht abermals Nötigung. In seinem Buch über *Die Vertreibung der Juden aus Spanien* von 1934 wird er „Blutreinheit“ als Merkmal christlicher Nobilität und zugleich antisemitischen Kampfbegriff der Inquisition weit vor aller christkatholisch antijudaischen Begründung ausmachen. Alle Begriffe für massenhafte Formationen – Klasse, Volk, Rasse – unterliegen bei ihm deshalb einem Generalverdacht, egal wer sich darauf beruft.

Der eigene Gegenentwurf könnte freilich nicht verwegener ausfallen. In seinem Mittelpunkt steht der unabhängige Intellektuelle als selbstbeauftragter Autor, die Begründung der schriftstellerischen Lebensweise durch die Erneuerung des Pathos intellektueller Autonomie nach dem Vorbild der Renaissance. Eine steile Konstruktion. Wie fiktiv dieses Selbstbild auch immer sein mag, so gibt es doch punktuell Exempel für seine Angemessenheit.

Marcu schreibt seine Essays im Sinn von Stichproben. Unausgesprochen sind sie Antworten auf die Frage nach der Gestaltungsmacht intellektueller Entwürfe. Die Frage ist unentschieden und fällt entsprechend unterschiedlich aus. Exempel Nummer eins ist freilich der Autor selbst. Wie glaubwürdig ist seine selbstermächtigte Souveränität? Wie frei ist der Akt seines Selbstentwurfs? Eine allzu romantische Interpretation stößt hier sogleich auf Widerstand. Mächtiger als das Freiheitspathos des Sezessionisten ist wohl doch die Wut der neuen Statthalter auf die Intonation des „freien Geistes“ und der Anspruch subalternen Funktionäre auf ideologische Reinheit gewesen. Der Revolte kam der Ausschluss zuvor. So einer wie Marcu konnte danach gar nicht anders als sich auf seinen Individualismus berufen. Liest man heute seine Schriften, so ist die Freude an seiner fröhlichen Unvoreingenommenheit durch die Erinnerung gebremst, dass ihre Bedingung der Ausschluss ist. Auf wie vielen Schauplätzen des 20. Jahrhunderts gibt diese Produktivität des Negativen nicht den Ausschlag?

Es hat den Anschein, als habe Marcu – parallel zu den Entwürfen einer konservativen Revolution gegen Hitler – publizistisch das Letztmögliche vorwegnehmen wollen: die Niederlage der intellektuellen Eliten und den Entwurf ihres Überlebens. Zu Jüngers Visionen in seinem *Arbeiter*-Essay analog, mobilisiert Marcu seine Einbildungskraft wie zum Positiven, so auch zum äußersten Negativen: als hätte er sich als Anästhesist zu bewähren, um den Schmerz des großen Lamento über die Katastrophe nicht übermächtig werden zu lassen. Die Strategie ist vertraut, wenn auch nicht auf dem Feld politischer Philosophie. Der Dandy, in den diversen Schattierungen seiner ästhetischen Opposition gegen die Moderne seit Baudelaire, ist, unabhängig von seiner spezifisch künstlerischen Artikulation, zum Sozialcharakter des 19. Jahrhunderts geworden. Er antizipiert dessen Zumutungen und bearbeitet ihre Provokationen zumindest symbolisch, um die eigene Haut zu retten. Als einen solchen Dandy unter den Bedingungen des 20. Jahrhunderts hat man sich den Autor der prominentesten Bücher von Marcu (Machiavelli, das Judenbuch) vorzustellen. Nicht dass er alle Hoffnung hätte fahren lassen, aber er will gefasst sein, wenn sich das Schlimmste ereignet. So formuliert er einerseits

mit leidenschaftlicher Vehemenz das Credo des deutschen Idealismus: „Das Schönste, was Deutschland geboren hat, ist und bleibt die ‚Autonomie des Geistes‘. Diese Autonomie hat eine dynamische Kraft, an die Fichte, Hegel und Clausewitz geglaubt haben, und an die ich auch glaube.“²⁶ Andererseits erhält dieser ominöse Geist gerade unter den Umständen des Exils eine Gestalt, deren „dynamische Kraft“ – wenn sie sich denn überhaupt herausbildet – ihren Gegenstand nur noch im Appell an kleine Gemeinden findet: „In der Emigration hat der Schriftsteller vor dem Daheimgebliebenen die Einsamkeit voraus. Er wird nicht einmal durch Geschäftigkeit für die eigenen Bücher gestört. Der Schriftsteller findet seine Berufung: Ohne Kompromisse denken! Da der Autor keine Leser hat, denn das Publikum ist zu Hause geblieben, und nur die Rezensenten sind ausgewandert, vermag er sich den Luxus zu erlauben, für eine ideale, d.h. imaginäre Gemeinde zu schreiben.“²⁷ Autonomie, diese stolze Würdigung des Kopfes entgegen den Zumutungen der Redner des Tages – Marcu hat sie gelegentlich einer Würdigung Benedetto Croces formuliert –, stellt sich hier unversehens als ein Restbestand des europäischen Humanismus heraus, dem jeder Zugang zur Macht versperrt ist. Für Marcu war dieser aber Zeit seines Lebens die Nagelprobe – ein nicht aufzuhebender Widerspruch.

Bereits 1927, ein paar Jahre vor Marcus Brief an Jünger und rund dreißig Jahre vor Boveris Buch, hatte der französische Autor Julien Benda unter dem Titel *La trahison des clercs* eine Streitschrift über den „Verrat der Intellektuellen“ publiziert.²⁸ Den Verrat üben seiner Ansicht nach nicht Renegaten, Dissidenten und andere Abtrünnige, sondern Autoren wie Mommsen, Treitschke, Barrès oder der antisemitische Anti-Dreyfusard Charles Maurras, Gründer der rechtsextremen Action Française. Wir könnten gestrost ergänzen: der Demokrat Heinrich Mann, Walter Benjamin während seiner marxistischen Option, die Sozialisten Anna Seghers oder Lion Feuchtwanger; auf der anderen Seite Will Vesper, Josef Weinheber und Erwin Kolbenheyer, in ihrer Nachfolge alle politischen Parteigänger, gleich ob mit „rechter“ oder „linker“ Option bis in unsere Tage – gegenüber den Positionen von Boveri und Marcu also eine Umwertung. Was Boveri kaum bedenkt

und Marcu resignativ konstatiert, die praktisch politische Bedeutungslosigkeit intellektueller Optionen, ist für den Moralisten Benda gleichwohl zentral. Denn „Verräter“ nennt er die parteilichen Autoren Europas seiner Zeit, die statt des Universellen, Abstrakten und Allgemeingültigen in der Tradition von Plato bis Kant Leidenschaft für das Partikulare und Individuelle, vor allem aber deren praktische Politisierung predigen. Ihre Willfährigkeit gegenüber den Geboten des Tages folge einer „geschmeidigen“ Angleichung an das Aktuelle unter dem Einfluss der Lebensphilosophie.²⁹ In der Neuauflage seines Pamphlets widmet ihr der Autor 1947 eine beißende Polemik. Man hat dieser Ansicht eine überraschende Aktualität im Zeichen der postmodernen „transversalen Vernunft“ zuerkannt³⁰ – zu Recht? Zuviel der Ehre, ich glaube nicht. Die Bürokratie der Denunziation, wie des provozierten und staatlich organisierten Verrats während der letzten Jahrzehnte in Deutschland – von Sascha Anderson bis zu den journalistischen Mitarbeitern des BND –, kommt ohne Philosophie aus. Wie gewöhnlich in Deutschland wird deren praktische Bedeutung überschätzt. Wie eh und je kann sich die Dramaturgie des Verrats auf die archaischen Reflexe des Allzumenschlichen verlassen: Wichtigtuerei und Lust an der Macht, Schnäppchen-Jagd und beruflichen Ehrgeiz. Der Stab über Verräter ist somit leicht zu brechen.

Die Erotologie des Verrats, so hatten wir gesehen, hat in unserer Zeit zwar keine Zukunft. Für ihre Philosophie scheint das nicht in gleichem Maße zu gelten. In Goethes Zweitem Faust muss sich Helena, notorische Verräterin an ihrem Gatten zugunsten des Trojaners Paris, ausgerechnet vor Mephisto (maskiert in der Gestalt der Phorkyas) verantworten. Die Schönheit soll moralisch werden. Erst wo die Herrschaft der Moral gegründet ist, kann Satan auch die seine einrichten. Der Dialog zwischen Phorkyas, Helena und dem Chor bis zur Ohnmacht Helenas geht darum, das Schöne zur Verantwortung zu ziehen. Sie soll sich zu sich selbst bekennen, sich ein Gewissen über die Folgen ihrer Verführungskunst machen. So ruft ihr Mephistopheles / Phorkyas ihre Vergangenheit wie ein Sündenregister ins Gedächtnis: „Ist‘ s wohl Gedächtnis? War es Wahn, der mich ergreift? / War ich

das alles? Bin ich's? Werd' ich's künftig sein, / Das Traum- und Schreckbild jener Städte verwüstender?“ Als Phorkyas sodann in der Maske des Moralisten auf der Doppelgestalt Helenas besteht: „Doch sagt man, du erschienst ein doppelhaft Gebild, / In Ilios gesehen und in Ägypten auch“ droht Helena dem Ansturm des ordnungsbedürftigen Teufels zu erliegen. Auf das Eingeständnis „Selbst jetzo, welche denn ich sei, ich weiß es nicht“ schwinden ihr die Sinne. Wer sie denn sei: die Schönheit der ägyptischen Kunst oder die der griechischen, Helena weiß es nicht, darf es nicht wissen wollen. Wer ihrem Erscheinen folgte und was ihr zulierte geschah, sie weiß es nicht oder darf kein Gedächtnis daran bewahren, wenn nicht der Teufel Gewalt über sie gewinnen soll, mit ihm aber erst recht das Chaos. Das Schöne, so beharrt Helena in ihrer Ohnmacht, ist nicht unmoralisch, es ist amoralisch. Seine Unbedingtheit und Freiheit bewahrt es nur in der ungeminderten Gegenwärtigkeit am jeweiligen geschichtlichen Ort. Nur in dieser strikten Gegenwärtigkeit ist sie der Zeit, ist sie dem Tod entkommen.

Es gibt keine moralische Apologie des Verrats, darf keine geben. So muss die Verräterin pflichtschuldigst in Ohnmacht fallen, ehe das amoralische Leben über sie hinweggeht. Dergleichen lässt sich konstatieren, rechtfertigen nicht.

Anmerkungen

- 1 Peter von Matt: *Liebesverrat. Die Treulosen in der Literatur*. München, Wien 1989.
- 2 Michel Houellebecq: *Les particules élémentaires*. Paris 1998, zitiert nach der dt. Übers. v. Uli Wittmann. München 2001, S. 90.
- 3 Leslie Bow: *Betrayal and other Acts of Subversion: Feminism, Sexual Politics, Asian American Women's Literature*. Princeton, N.J. 2001, S. 3.
- 4 Leo Bersani: *The Gay Outlaw*. In: *Diacritics*, vol 24, No 2/3 (1994), S. 5.
- 5 G.W.F. Hegel in einer Reflexion über die Bedeutung des Todes im Gefolge der Französischen Revolution: *Phänomenologie des Geistes* [1807], Edition Meiner, Hamburg 1928, Bd. II, S. 413.
- 6 Aleksandar Tišma: *Vere i Zavere*. Belgrad 1983, dt. Barbara Antkowiak. München 1999.
- 7 Philip Roth: *I Married a Communist*. Boston 1998; dt.: *Mein Mann der Kommunist*. München 1998.
- 8 Ihre Biographie: Heike B. Görtemaker: *Ein deutsches Leben: Die Geschichte der Margret Boveri 1900–1975*. München 2005; David Dambsch: *Eine Dame von Welt – Die politische Journalistin Margret Boveri (1900–1975)*. Mit Erinnerungen von Richard von Weizsäcker, Egon Bahr, Hans Magnus Enzensberger, Joachim C. Fest, Nicolas Becker und Uwe Johnson. Airplay Hörbuch 2005. Siehe außerdem die un abgeschlossene und aus dem Nachlass veröffentlichte Autobiographie: Margret Boveri: *Verzweigungen – Eine Autobiographie*. Hrsg. und mit einem Nachwort von Uwe Johnson. München, Zürich 1977.
- 9 Margaret Boveri: *Der Verrat im XX. Jahrhundert*. Untertitel T. 1 u. 2 *Für und gegen die Nation*. Hamburg 1956; Untertitel T. 3 u. 4 *Zwischen den Ideologien*. Hamburg 1957.
- 10 Milan Kundera: *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*. München 1984, S. 153–157.
- 11 Margret Boveri an Armin Mohler, zitiert nach Ingrid Belke: *Auswandern oder bleiben? Die Publizistin Margret Boveri (1900–1975) im Dritten Reich*. *Zsch. f. Geschichtswissenschaft* 53(2005), H. 2, S. 118–137; zitiert von S. 120; ebd. auch S. 135.
- 12 S. Anm. 9, Teil 4, S. 320.
- 13 Ingrid Belke: Anm. 11. – Belke zitiert auch einen Brief an P. Scheffer vom 9.7.1939, in dem Boveri schreibt: „Und je mehr ich zusehe, wie die Dinge sich begeben, nicht nicht begeben, wie sie dargestellt wer-

den, – desto mehr komme ich zur Überzeugung: man kann eine Sache so behaupten – aber man kann auch das genaue Gegenteil sagen; und wahrscheinlich ist beides richtig. Ich, die ichs so mit der Wahrheit habe, und die ich geglaubt habe, ich wollte schreiben, um den Leuten noch so viel Wahrheit mitzuteilen, als unter den Umständen möglich ist. Wenn ich aber selbst nicht weiß, was ich für richtig halte, was ist dann? Denn wenn man nicht irgendeinen Maßstab hat, dann fällt doch alles auseinander; und die einzelnen Geschehnisse ergeben nur ein sinnloses Durcheinander.“ (a.a.O., S. 130).

- 14 S. Anm. 8, David Dambitsch 2005.
- 15 Boveri: Anm. 8, Verzweigungen 1977, S. 215.
- 16 Belke: Anm. 11, S. 137.
- 17 Eugen Rosenstock-Huessy: *Brief an Margret Boveri*. Zuerst in der Zeitschrift *Gegenwart*, November 1956, Heft 22; dann in E. Rosenstock-Huessy: *Das Geheimnis der Universität*. Hrsg. von Georg Müller. Stuttgart 1958, S. 64–69; zuletzt (1.7.2007) im Internet: <http://homepages.ipect.nl/~ottok/Stimmstein9-04verrat.htm>.
- 18 Joseph Vogl: *Über das Zaudern*. Zürich und Berlin, diaphanes, 2007.
- 19 Zur ideologischen Komplexität der französischen Kollaboration s. Dominique Venner: *Histoire de la Collaboration*. Paris 2000 sowie *Dictionnaire historique de la France sous l'Occupation*. Hrsg. von Michèle und Jean-Paul Cointet. Paris 2000.
- 20 Milan Kundera zitiert ihn in *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*. München 1984, S. 116.
- 21 Edward Luttwak: *Strategie. Die Logik von Krieg und Frieden*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Cornelia Lösch und Thomas Laugstien. Lüneburg 2003.
- 22 Cécile Wajsbrot: *Mémorial*. Paris 2005, dt.: *Der Verrat*. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Holger Fock und Sabine Müller. München 2006.
- 23 Milan Kundera: *Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*. München 1984, S. 94.
- 24 Valeriu Marcu: *Machiavelli. Die Schule der Macht* [Amsterdam 1937]. Frankfurt a.M. ³1999, S. 54.
- 25 Mit Macht und Ohnmacht hat Marcu sich wie in seinem Buch über Machiavelli, so in den meisten seiner Essays beschäftigt: in einer (schnell wie die meisten seiner Bücher auch auf Englisch und in den USA erschienenen) Lenin-Biographie von 1927 (Neudruck dt. 1970), einem Buch über *Das grosse Kommando Scharnhorst. Die Geburt einer Militärmacht in Europa* von 1928, der Essaysammlung *Männer und Mächte der Gegenwart* von 1930; einem weiteren Großessay über *Die Geburt*

der Nationen. Von der Einheit des Glaubens zur Demokratie des Geldes (1931); seinem 1934 im Exil publizierten Buch über *Die Vertreibung der Juden aus Spanien* (neu 1991), zahlreichen Artikeln bereits aus den 20er Jahren, u.a. über den Faschismus und eine Vielzahl von Porträtessays z.B. über Sorel, Marshal Foch und Kemal Pasha, Lenin, Trotzki und Ignazio Silone. Die Bücher von Marcu erschienen seinerzeit in bedeutenden Verlagen, bei Fischer, Kiepenheuer, Hoffmann und Campe, bei List, Querido und Allert de Lange. Vor, neben und nach seinen Verlagen List und Fischer ist es Axel Matthes (der Neudruck des *Machiavelli* 1994 sowie Briefveröffentlichungen in seiner Hauszeitschrift *Der Pfahl*), vor allem aber dem rumänischen Germanisten Andrei Corbea-Hoişie aus Jassy zu verdanken, dass Marcu nicht gänzlich in Vergessenheit geriet. Seit Mitte der 80er Jahre wird Corbea nicht müde, auf die politische Publizistik von Marcu aufmerksam zu machen, zuletzt durch die Publikation eines Sammelbandes von Essays (*Valeriu Marcu. ‚Ein Kopf ist mehr als vierhundert Kehlköpfe‘. Gesammelte Essays*. Konstanz 2002), der auch einen biographischen Aufsatz enthält.

- 26 Valeriu Marcu an Ernst Jünger am 17.12.1933, in: *Der Pfahl. JB aus dem Niemandsland zwischen Kunst und Wissenschaft V*. München 1991, S. 122.
- 27 Valeriu Marcu; *Ein Kopf ist mehr als vierhundert Kehlköpfe – Gesammelte Essays*. Im 60. Todesjahr Valeriu Marcu zum Gedenken. Ausgewählt und kommentiert von Andrej Corbea-Hoişie, herausgegeben von Erhard Roy Wiehn. Konstanz 2002, S. 141.
- 28 Julien Benda: *La trahison des clercs*. Paris 1927 und später, dt.: *Der Verrat der Intellektuellen*. Mit einem Vorwort von Jean Améry, übers. von Arthur Merin. Frankfurt a.M. 1988.
- 29 Vgl. dazu Antje Büssgen: *Intellektuelle in der Weimarer Republik*. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. 11. Sonderheft *Intellektuelle im 20. Jahrhundert in Deutschland*, hrsg. von Jutta Schlich, Tübingen 2000, S. 161–246; über Benda S. 163–171.
- 30 Büssgen, s. Anm. 29, S. 165.